

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Pechmarie und Hans im Glück.

Die Geschichte einer Jugendfreundschaft von C. v. Dornau.
Nachdruck und Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen vorbehalten.
(Fortsetzung.)

Marie sah gerade und steif auf einem Rohrstuhl ihr gegenüber und besah sich den ungebetenen Gast. Bisher war er mit einer Gelegentlichkeit und Flüchtigkeit umhergehuscht, daß sie den undeutlichen Eindruck eines losgelassenen Pflüchens empfing. Nun sah sie, daß das schmale Gesichtchen auch von geradezu offenartiger Häßlichkeit war.

„Meta und ich, wir sind sehr, sehr innig befreundet,“ plauderte ihre Besucherin unterdes. „Wir haben ja auch jedes nur noch das andere — wir stehen völlig allein und verlassen in der Welt. Das ist bitter und schwer zu ertragen — nicht wahr, Fräulein Krumpa? Aber freilich — Sie werden davon nichts wissen — Sie haben gewiß unzählige liebe Freunde und Verwandte.“

„Da irren Sie doch,“ sagte Marie kühl. „Mir geht's gerade so wie Ihnen. Nein, noch weniger gut: Meins alte Kamille ist der einzige Mensch, den ich in der Welt habe.“

„O, Sie Arme! Sie Aermste! Kamille — das ist Ihre alte Wirtschafterin, nicht wahr? Ja, von der werden Sie allerdings wohl kaum geistige Anregung empfangen! Da haben's Meta und ich doch wirklich besser. So verschieden wir sind — wir sind sehr verschieden — so gut verstehen wir uns doch. Wir lesen, wir plaudern, wir philosophieren. Sobald wir Zeit haben, natürlich. — Ich speziell habe ja natürlich viel zu tun. Obgleich unser Pensionat leider nicht voll besetzt ist. Nein, leider nicht. Sieben Zimmer und nur vier Logiergäste. Ja, es ist bitter. Wir müssen uns plagen. Aber wir tragen's doch gemeinsam — nicht wahr?“

„Das ist die Hauptsache,“ sagte Marie, zum ersten Male sympathisch berührt. Sie übersah erst jetzt, wie fadenförmig das schwarzleibene Mädelchen, wie dürrig der Federschmuck auf dem Hute ihrer Besucherin war. Eine ehemalige Schauspielerin! Die sich jetzt mühsam ihr tägliches Brot mit Zimmervermietten verdiente! Mehr schien ihr „Pensionat“ doch nicht zu bedeuten.

Und die andere Freundin, die stolze, stättliche — Wenn sie wirklich die „namhafte“ Sängerin wäre, für die sie sich anscheinend selbst hielt, hätte sie wohl kaum nötig gehabt, den kümmerlichen Lebenserwerb der Freundin zu teilen.

Ein warmes Mitleidsgefühl wallte in Marie auf. Und, vielleicht zum ersten Male ein Dankgefühl gegen den toten Wohltäter, der sie aus dieser Kleinlichkeitsmisere für immer herausgehoben, ihr die Möglichkeit der freien Selbstbestimmung gegeben hatte.

Ihr Gast plauderte unentwegt weiter, während sie nachdenklich zuzuhören schien. Hans Amhoff hatte es gesagt:

Marie verstand so prachtvoll zuzuhören! Die Mitteilungen der kleinen Schauspielerin wurden immer persönlicher, immer herzbrechender. Dazwischen spazierte die munteren Neugierlein unbefangen im Zimmer hin und her durch die offene Nebentür ins Speisezimmer hinüber, wo jetzt Kamille erschien und sorgsam den Esstisch zu decken begann.

„O, Sie haben's gut!“ seufzte Fiddi Moll plötzlich — mitten in die rührselige Schilderung einer schwachvollen Intrige hinein, die sie einstmals vom Pyramonter Kurtheater vertrieben hatte. „Sie haben's gut — nicht wahr? Ich sehe Ihre alte Wirtschafterin nebenan bedenklich — wie pünktlich und eigen sie das macht! Sie ist sehr tüchtig — nicht wahr? Wir haben immer schlechte Diensthofen — Sie können sich's gar nicht vorstellen, wie viel Not und Aerger ich damit habe.“

„Doch!“ sagte Marie freundlich. „Ich verstehe es sehr wohl. Ja, Sie haben recht, mir geht's gut mit meiner alten Kamille. Sie ist freilich auch nicht eigentlich ein Diensthofe, sondern mehr eine alte, liebe Freundin und Vertraute.“

Sie stand auf, und der Gast erhob sich gleichfalls etwas erstaunt. Es kam Marie eben so vor, als ob der Besuch nun lange genug gedauert hatte, und sie wußte, Kamille würde außer sich sein, wenn der Fischlauf verdürbe. Marie hatte ja nun bereits gelernt, daß ein Auslauf kein langes Warten verträgt!

Sie reichte Fräulein Fiddi Moll verabschiedend die Hand und versprach, bald einmal nach oben zu kommen und den Besuch zu erwidern. Fräulein Fiddi fand nach kurzer Berlegenheitspause ihren Redefluß wieder; sie sagte Marie noch tausend Liebenswürdigkeiten, und so schloß diese Staats- und Anstandsvisite zu beiderseitiger Zufriedenheit. Kamille betrachtete die fortgehende Fremde, die auch ihr noch rasch ein paar Begrüßungsworte widmete, mit mißtrauischer Unzufriedenheit.

„Was is denn das? Was will denn das bei dir?“ brummte sie, als knapp die Wohnungstür ins Schloß gefallen war.

Marie setzte ihr auseinander, daß das Fräulein eine Pensionatsinhaberin aus dem dritten Stock und die Freundin der neuen Dame sei, die sie heute vormittag auf der Hintertreppe kennen gelernt hätten.

„So! Von der!“ Kamille schien leidlich beänstigt. „Das is ein vernünftiges Frauenzimmer. Ich kenne sie schon 'ne ganze Weile. Wir reden öfters zusammen. Sie hat mich auch schon 'mal gefragt, was du eigentlich wärst und so den ganzen Tag anfangst. Aber ich habe ihr geantwortet, du lätest gar nichts — wir hätten das nicht nötig, wir wären Rentiers! Damals hattest du noch nicht die narr'sche Idee mit dem Kochen und Wirtschaften-Bernen-wollen.“

— — — Zwei Tage später gab Fräulein Meta Stilling ihre Visitenkarte ab, während Marie ihren täglichen, zielbewußten Ausflug unternahm. Marie hielt's nun doch für angebracht, sich für soviel Aufmerksamkeit erkenntlich

zu zeigen, und sie stieg am selben Nachmittag in die dritte Etage hinauf.

Ein Pappschild trug die Namen, mit roter Tinte kalligraphisch schön hingemalt: „Friederike Wollenbrecher und Meta Stilling, Pensionat für In- und Ausländer“. Die Korridortür stand offen, und eine kreischende Weiberstimme rief drinnen, ehe noch Marie läuten konnte:

„Nein, das tue ich nicht! Hier lassen tue ich ihr nicht! Wenn Sie die Wäsche noch bezahlen können, nehme ich ihr eben wieder mit.“

„Aber — liebe Frau Müller —“, erhob sich klangvoll eine zweite Stimme, die Marie als die des Fräulein Meta Stilling erkannte. „Sie müssen doch gerecht sein! Meine Freundin, die die Kasse führt, ist gerade ausgegangen, und ich hab' zufällig kein Geld bei mir —“

„Kennen wir! Kennen wir! Ausreden haben wir immer! Nee, nee, diesmal lasse ich mir nicht wieder übers Ohr hauen, wie die beiden letzten Male — da ist auch immer noch nichts von bezahlt! Die Wäsche nehm' ich mit — Punktum — un verklagen werde ich Ihnen auch —“

Marie wollte sich gerade wieder leise zurückziehen und ihren Besuch auf einen gelegeneren Zeitpunkt verschieben, als die Tür völlig aufflog und die „liebe Frau Müller“ hohnlachend erschien, hinter ihr mit stiller Duldermiene die Dame des Hauses.

Sie erblickte Marie und errödete in peinvoller Verlegenheit, und auch Marie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg aus ehrlichem Mitgefühl.

Wach entschlossen trat sie an der Waschfrau vorüber in den schmalen Korridor und drückte Fräulein Stilling, ohne sie anzusehen, ihr eigenes Portemonnaie in die Hand.

„Bitte,“ flüsterte sie mit herzklöpfender Befangenheit, „nehmen Sie dies — ja? Tun Sie mir den Gefallen und bezahlen Sie die Frau davon — Sie geben mir's gelegentlich wieder —“

Es war schwer zu entscheiden, wer von den beiden anderen am erstauntesten aussah. Die Sängerin fasste sich zuerst.

„Sie sind — sehr gütig,“ stammelte sie. „Sie bekommen das Geld — sofort wieder —“

„Es hat keine Eile,“ sagte Marie frohen Herzens und wandte sich taktvoll ab, während Fräulein Stilling sehr rasch mit der Waschfrau abrechnete. Frau Müller hatte sich von ihrem ersten wortlosen Staunen erholt und benutzte die günstige Gelegenheit, um sich auch noch die beiden ausstehenden Wäscherechnungen bezahlen zu lassen.

„Es sind im ganzen einundzwanzig Mark und siebzig Pfennige,“ wandte sich Meta Stilling mit wiedergewonnener würdevoller Ruhe an ihre Geldgeberin. „Sie gestatten, daß ich Ihnen eine Bescheinigung darüber ausstelle.“

„Aber das ist ja ganz und gar nicht nötig!“ rief Marie eifrig, während sie ihre erleichterte Börse wieder einsteckte. Frau Müller ging kopfschüttelnd die Treppe hinab und stellte innerlich fest, daß es doch noch immer viel dumme Leute in der Welt gebe. Marie wäre ihr am liebsten gefolgt — sie hätte sich unjählich befangen und wagte es kaum, Fräulein Meta anzusehen. Aber diese selbst schien ihre anfängliche Verlegenheit aufs glücklichste überwunden zu haben.

Sie ging mit einem liebenswürdigen Lächeln über Marias Antwort hinweg, öffnete eine Seitentür und forderte den Gast etwas herablassend auf, näherzutreten. Kein Wort fiel mehr über die leidige Geldangelegenheit, und Marie tauschte erleichterten Herzens der würdig abgemessenen, mit Bitterkeit geschmackvoll verbrämten Unterhaltung ihrer neuen Bekannten.

Nach kaum zwei Minuten öffnete sich vorsichtig die Tür und Fräulein Fiddi Molls pikantes Keifchengesicht lugte hinein.

„Ist sie wirklich ganz fort?“ hauchte sie ängstlich.

Ihre Freundin stand würdevoll auf.

„Wir haben Besuch, Fiddi,“ erklärte sie kalt. Jetzt sah Fräulein Fiddi Marie und hüpfte freudig erregt auf sie zu. „O, und solch lieben Besuch — nicht wahr!“ rief sie glückselig. Marie entging mit knapper Not einer Umarmung. Sie sah etwas benommen unter dem Wortschwall, der sich über sie ergoß.

„Ich habe mich in der Speisekammer versteckt gehabt; ich fürchtete, das rabiate Frauenzimmer könnte im ganzen Hause nach mir herumknüffeln,“ erklärte Fiddi Moll höchst offenerzig. „Solch eine Unverschämtheit, an der Bordertür zu klingeln, als ob sie ein Besuch wäre — bloß weil ich ein

paarmal die Küchentür nicht aufgemacht hatte — nicht wahr? Die Leute sind alle von einer Unzulanz. — Wie bist du sie eigentlich schließlich los geworden, Meta? Ich sah die Wäsche im Korridor liegen —“

Fräulein Meta hatte vergebens versucht, einige warnende, zum Schweigen mahnende Winke anzubringen. Marie fühlte tiefstes Mitleid mit ihr und stellte rasch eine Zwischenfrage nach der augenblicklichen Befehung der Pension, der Fräulein Fiddis Redestrom sofort in andere Bahnen lenkte.

Erfreulich ward die Unterhaltung freilich auch nicht gleich; Fiddi Moll klagte erheblich. Aber ihre Freundin schnitt ihr endlich das Wort ab und sprach wüthig, geschickt, in wohlgerundeten Sätzen über das Berliner Pensionatswesen im allgemeinen. Sie wurde nie persönlich. Ihre glatte, elegante Unterhaltung ließ ihren Gast die ersten unangenehmen Eindrücke vergessen, und heiter und angeregt ging Marie schließlich davon. Sie hatte seit längerer Zeit den Umgang mit einer gebildeten, unterrichteten Frau völlig entbehrt — wohl überhaupt noch nicht viel genossen — verwöhnt war sie jedenfalls nicht im geringsten und in ihrer erstickenen Herzenseinsamkeit fand sie's ebenso neu wie köstlich, daß man ihre Gesellschaft suchte und wertschätzte, schätzte, wie es hier ganz zweifellos der Fall war. —

Vielleicht sprach da auch etwas geschmeichelte Eitelkeit mit. Fräulein Fiddis Bewunderung zum mindesten war gar zu naiv-schwärmerisch, um nicht insgeheim wohlzutun — die Hauptsache aber blieb doch immer: hier waren Menschen, die ihr Freundsliches entgegenbrachten, denen sie Freundsliches erweisen durfte!

Sie fand bald und immer öfter Gelegenheit, sich den neuen Bekannten freundlich zu erweisen. Ihrem unter Kamilles Anleitung geschärften Hausfrauenblick entging nicht, auf wie schwachen Füßen das Unternehmen der beiden Freundinnen stand, wie wenig sie die Fähigkeit und die Mittel besaßen, es ertragreich zu gestalten. — Ehrlich und demüthig schlug sich Marie an die Brust und bekannte: „Grad so wär's mir unter ähnlichen Verhältnissen ergangen! Und sie ertrug Kamilles häusliche Herrschaft mit heiterem Gleichmut, ja mit Dankbarkeit. Sie lernte ihr eigenes Heim höher schätzen, seitdem sie Einsicht in das zersahrene, schmutzige Hauswesen der Anderen getan hatte. Sie spürte auch ihnen gegenüber etwas wie dankbare Rührung. —“

(Fortsetzung folgt.)

Des Dichters Sonntag.

Von Paul Alexander Schettler.

Die Sonne war heute besonders früh aufgestanden und schritt majestätisch durch die Straßen der Stadt. Für jedes Fenster hatte sie ein Lächeln bereit, aber jede Blume streichelte ihr goldener Finger. Von ihrem goldroten Atlaskleid schimmerte in die verborgensten Gäßchen ein Zipfelchen, und wie sie strahlend durch den Tag ging, königlich musizierte das Orchester der Vögel und barste der mutwillige Frühwind in den Bäumen eine Sonntagsmusik.

Die Menschen sahen im Gotteshaus und saugen zum Orgelklang. Vor den bunten Kirchenfenstern aber stand die Sonne und läuhte und wartete und malte zum Zeitvertreib lauter bunt flimmernde Heiligenbilder an die Altarwände, lauter glühende, glimmernde Heiligenscheine. Es war, als wollten sich die blinkenden Lichtreigen zu Ketten und Nebeln verschmelzen, mit denen die Gleisende die Menschen eineng und sie mit sich nahm, hinaus in die freie Gotteswelt. Wie jener sagenhafte Nationsfänger schritt sie voran, und aus der Stadt folgten ihr reichgeputzte Menschen in die helle Flur, in Wiesen, Wälder und Berge. Junge und Alte strömten ihr nach aus der engen Stadt, den sonnigen Tag zu genießen.

Nur einer folgte der Lockenden nicht, obwohl sie lange vor seinem Fenster stand und winkte, wie eine Liebste, die auf den Liebsten wartet. Der Dichter, der droben im Mansardenstübchen hauste, dem Himmel näher als den Menschen, er hatte das Fenster aufgeschlossen und blieb wie gebannt von der köstlichen Morgenfrische des Sonntags am Fenster gestützt. Er sah in den weit gespannten, seidig glänzenden Aether, in dem das Sonnengold wie in einem Ziegel schmolz und kochte, er sah das Lichtgold Berge und Wälder überrieseln, sah es über die Dächer sich ergießen und auf die Gassen tropfen, sah es im Spiegel der Fenster aufblitzen und, selbst in der trüben Lache des Straßengrabens wie klüftiges Gold schimmern und sprühen. In seinem eigenen Blute fühlte er's brodeln und siedeln, in seinen Ohren sang und summete es, wie eine Sinfonie der Schönheit.

Er sah Junge und Alte mit feierlichem Gesicht aus den Türen treten und gravitätisch die Gassen hinabspazieren. Paarweise oder in Gruppen strebten sie hinaus in die sonnenverzauberte Land-

schaff, Kinder tanzten singend Reigen und spielten vor den Häusern, ein weißgrauer Schächerband lag wohligh in der Sonne ausgebreitet und schlief. Ueber die Dächer hin klang das Summen des Orgelspiels wie das Tönen und sanfte Brausen des webenden Lichtes.

Verfornen und in Andacht versunken hockte der Dichter am Fenster. Und als unvermittelt ein Windstoß uns Dach strich, in den Kamin blies und an den Dachpfannen rasselte, fuhr der einsame Trümmers auf und schloß das Fenster.

Er rückte den Tisch an das Fenstergefenster und beugte sich emsig über einen großen Bogen weißen Papiers. Die spitze Feder naskte am Tintenfaß und raschelte über die blanke Fläche, hielt ab und zu still in leisem Beben, nippte wieder am Tintenglase und raunte dem Papier geheimnisvolle Kunde zu, wissend und knisternd. Wie im traumseligen Tanzschritt huschte sie über die Blätter des Bogens ziellich und annützig, dann wieder riß sie sich zu einem wilden Wirbel hin, daß das Papier aufkreischte vor Entzücken, verweilte sinnend und raste mit einem ärgerlichen Strich die wohlgeordneten Figuren zusammen.

Das war der Sonnenhymnus, den die leichtfüßige Tänzerin mit ihrem schwarzen Fräulein auf des Dichters Geheiß ausführte, zum Rhythmus von Licht und Orgelklang und zur Melodie, die in des Dichters eigenen Ohren blähte und brauste.

Und die Musik tönte bald leise, bald jauchzend, immer neue Kreise und Figuren vollbrachte die Hüpfende im Schleifschritt, bis sie vom Tintenglase betäubt und benommen von dem heißen Tanzspiel auf dem weißen Papier müde auf den Tisch hinschlug.

Die Sonne stand hoch am Himmel und zitterte an der verblühten Kapete in des Dichters armseligem Stübchen. Der Dichter aber sank auf das Kuchebett und grübelte und träumte vor sich hin. Dann wieder sprang er auf. Fertig mußte er werden, heute noch, solange es in ihm brauste und sang. Festig riß er die Feder an sich und stürmte mit ihr von neuem dahin in wildem Tanz.

Unter Jauchzen und Stöhnen, Jubel und Verzagen sägte sich der Bers bis zum Ende. Müde sank die Hand auf das Papier, die Linke strich über die Augen. Noch einmal überlas er das Gedicht, das ihm nun von ferne anblähte, wie ein eigenes Wesen, das sich von ihm gelöst hatte. Er nickte und lächelte, und er fühlte in diesen Augenblicken, als trüge sein Haar eine Krone und er sei reich und mächtig.

Er wachte den Kopf zur Gasse. Es war Abend geworden. Stunden hatte er an dem Gedicht gefessen. Die Sonne versank schwerfällig und purpurn hinter dem Walde und blinzelte mit einem letzten müden Gruß herüber. An leichten Wollentränen blieb ihr blondes Haar haften, daß es wie weingetränkter Sommer gänze. Ueber die Dächer und an den Hauswänden entlang schlich sich ein purpurner Schatten. Die ersten Ausflüger kehrten sonnen-erfrischt und tagemüde heim von der Wanderung.

Da riß der Dichter den Fensterflügel auf, um noch die Reize des sonnigen Tages zu kosten, den er dichtend verkannt und verträumt hatte. Ein Windstoß fuhr unersehends in seine Kammer und wirbelte ihm die Blätter durcheinander. Das erste, dichtbeschriebene Blatt aber nahm er mit sich und warf es in die Abendluft, drehte es und ließ es in lustigem Zickzackfluge auf die Gasse niedersegeln. Es war das Blatt, über dem der Dichter den ganzen Tag gefessen und das er in schaffender Qual beschriebenen hatte. Sein Sonnenhymnus nahm durch Windesquaden den Weg ins Freie.

Noch ehe der Dichter des Verlustes recht inne geworden, sah er, wie Krabben, die auf der Gasse lärmten, sich um das Geschenk des Windes rissen, aus ihm ein Papierschnitzlein falteten und dies auf der träben Bläse des Grabens treiben ließen.

Und während der Abend seine Schattenarme mütterlich um die Stadt legte, während sich die engen Gassen im Dunkel aneinander kauerten, hörte der einsame Dichter noch das Jubeln der Krabben am Gassenrand, wo sie ein dummes Papierschnitzlein in den Abend hinausschwimmen ließen.

Tommy Atkins im Spiegel seiner Feldpostbriefe.

Bis zu einem gewissen Grade gleichen sich die Soldatenbriefe bei allen kriegerischen Völkern, aber bei jedem haben sie auch wieder einen gewissen, sie scharf unterscheidenden Zug. Der der englischen Feldpostbriefe ist ihre Nüchternheit, ihre Sachlichkeit. Sie erinnern an den englischen Geschäftsbrief, und man kann mit einiger Uebersetzung sagen, hat man einen britischen Feldpostbrief gelesen, so kennt man alle. Es ist, wie Wulfried Lüdecke in einem hübschen Aufsatz in der jüngsten Nummer von „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) sagt, nicht leicht, in Tommy Atkins Feldpostbriefen persönliche, besondere Züge zu entdecken. Es ist bezeichnend, daß selbst die stärksten Eindrücke den englischen Soldaten wenig erregen, und man immerhin überrascht, einen englischen Artillerieoffizier seinen Brief mit den Worten beginnend zu sehen: „Wenn der Krieg einem eindrucksvolle Erregung verschaffen soll, so ist er eine Enttäuschung.“ Diese sonderbare innerliche Unbeweglichkeit und Stumpfheit hindert den englischen Soldaten allerdings nicht, es gelegentlich im Aufschnitten mit seinen Kameraden aus anderen Heeren aufzunehmen. Auch er versteht den Münchhausen zu spielen: „Entschuldige dieses Gefasel — so schreibt z. B. einer —, die deutschen Granaten haben mich bereits sechsmal unterbrochen und ich mußte zum Bajonettangriff vorgehen, ehe ich mein Schrei-

ben ganz beenden konnte.“ Solcher Aufschnittereien unerachtet ist Tommy Atkins in seinen Briefen im allgemeinen von sachlicher Ehrlichkeit, und besonders bewundernswürdig er viel aufrichtiger, als das ist ein Franzose tun könnte, seine persönlichen Gefühle. Das es für 1917 einnehmend wirkt, wenn es zum ersten Male in die Schlacht geht, wird offen bekant; ein junger Soldat gesteht, er habe im ersten Gefechte zehnmal nach Mutter gerufen, und summarisch bemerkt einer: „Wenn einer erzählt, ihm sei in der ersten Schlacht nicht bange gewesen, so können Sie sicher sein, daß er lügt.“ Diese Sachlichkeit kennzeichnet in der Mehrzahl der Fälle auch die Urteile eines englischen Soldaten über unsere Feldpostbriefe. Ausdrücke der Bewunderung über die deutsche Disziplin sind häufig, Schmähworte nach abler französischer Art fehlen ganz, und von Hunnen und Barbaren findet sich in englischen Feldpostbriefen so gut wie gar nichts. Ein Korporal beschreibt als unergreifliches Ereignis einen deutschen Angriff, der in dichten Massen im ruhigen Marschtempo unter dem Gesange des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles“ erfolgte und bei dem eine eigene Disziplin die Kolonnen zusammengehalten habe. „Nach Berlin zu gelangen, wird kein billiger Ausflug sein“, bemerkt der Briefschreiber, dem die famosen Werbepostate wohl den „Ausflug nach Berlin“ in Aussicht gestellt hatten, sichtlich ernüchtert.

Soviel geht aus den englischen Feldpostbriefen hervor, daß der Engländer, im Grunde genommen, eine ziemlich unkriegerrische Natur ist. Ein Offizier schreibt über seine Soldaten ganz offenherzig, es gäbe ja wohl Leute, die sich schätzen, als gut kräftigen, aber sie seien selten. Es ist Tommy Atkins nach und nach aufgegangen, daß das Messer in diesem Kriege England am Halse sitzt, und er muß nun durch, wohl oder übel, aber das Heimweh zieht sich durch alle seine Briefe.

Ein eigentümlicher englischer Zug ist schließlich die oft wiederkehrende sportliche Färbung der Briefe. Man erhält wirklich oft den Eindruck, daß sie aus einem Heere von Sportsleuten stammen. Vergleiche aus dem Fußball oder dem Cricket sind häufig und werden mit Kenntnis bis ins einzelne durchgeföhrt. Einer schildert z. B. ein ganzes Gefecht als ein Fußballspiel: „Der Kampf um den europäischen Ehrenbecher wird noch ausgespielt, und ich wage zu behaupten, es ist ein Refektor, obwohl man vom Felde aus nicht die Zuschauer sehen kann.“ In diesem Tone geht es weiter und bis zu Ende, und so bleibt der Engländer auch im Schützengraben, was er im Frieden ist, ein leidenschaftlicher Sportsmann.

Zum Anbau von Frühgemüse und Frühkartoffeln.

Schnellich wartet der Gartenfreund auf besseres Wetter, um mit seinen Arbeiten zu beginnen. Aber zu früher Besorgung ist noch kein Grund. Es war schon manches Jahr so, und es ist doch noch gut geworden. Darum keine Ueberleistung. Erst muß der Boden völlig aufgetaut und trocken geworden sein. Die kalte Witterung ist für die Vegetation durchaus nicht schlecht, sie hält alles noch in der Entzückung zurück. Vielleicht bringen uns dann die Spätfröste im Mai keinen Schaden mehr. Und man hat dabei noch Zeit, zu überlegen, womit man die einzelnen Quartiere des Gartens besetzen soll. Wenn sonst in Friedenszeiten die alten Kartoffeln im Haushalte zu Ende gingen oder nicht mehr gut schmecken wollten, dann erhielten wir die Maltakartoffeln, bald darauf die italienischen und etwas später die einheimischen aus bevorzugteren Gegenden unseres Vaterlandes. Das ist aber alles im Kriege anders geworden. Wir müssen auf das Frühgemüse und auf die Frühkartoffeln aus südlichen Ländern verzichten; wir sind auf uns selbst angewiesen und müssen allen Bedarf in eigenen Lande erzeugen. Der Anbau der Frühgemüsearten verzögert sich dieses Jahr bei dem allzulange anhaltenden Winter, so daß es spät wird, bis uns der Garten das erste Gemüse in die Küche liefert. Zudem ist noch das im Verstehe ausgestellte Frühgemüse zum großen Teil erporen. Diese Beete müssen umgearbeitet und neu bepflanzt werden. Unsere Gärtner sind fleißig bei der Arbeit, Setzpflanzen aller Art heranzuziehen, damit es an Pflanzmaterial nicht fehlt. Tomaten, die eigentlich nur ein Genuß- aber kein Nahrungsmittel sind, sollte man weniger pflanzen, sie reifen bei uns auch zu spät und erfrühen dann meist im Herbst; man denke mehr an Frühzwirng, Kohlrabi, Karotten, Erbsen, Bohnen, Adonis, Kohl, Weißkraut, Rotkraut usw. Der Anbau von Frühkartoffeln in den Kleingärten bringt für die Städte in der Ernährung ihrer Bewohner während der schwierigen Sommermonate ganz erhebliche Erleichterungen, da hierdurch viele Selbstverföhger geschaffen werden, die zu einer Zeit schon neue Kartoffeln haben, wo das Gemüse noch rar und teuer ist. Bei dem großen Mangel, der in diesem Jahre an Setzkartoffeln herrscht, sollte jeder Besitzer und Pächter eines Gartens sich beizeiten für das erforderliche Saatgut sorgen. Die dicken Spezialkartoffeln kann man ganz gut verdrängen; die Krone mit den Augen gibt, auf dem Boden gelagert und abgedeckt, eine gute Setzkartoffel, während der andere Teil zum Kochen dienen kann. Von Nachbarn und Freunden, die keine Kartoffeln anpflanzen, kann man auf diese Art oder durch Umtausch geeignete Knollen zum Segen leicht erhalten. Wer auf dem Lande bekannt ist, kann sich auch durch einen Vermittler in Saatkartoffeln verschaffen, weims ihm gelingt. Bei der Stadt haben sich bereits gegen 1000 keine Besteller gemeldet, die gegen 2000 Zentner Spezialkartoffeln zu beziehen wünschen. Da dies aber wohl kaum annähernd

möglich sein wird, so ziehen die hiesigen Gärtner in ihren Treibhäusern nach Anleitung des agrarisch-chemischen Instituts der Universität Kartoffelzuchtspflanzen heran, die, nachdem die Eis- männer vorüber sind, in die kleinen Gärten in zartes Land ver- pflanzt werden sollen, wie man sonst die Tomaten verpflanzt. Es wird noch rechtzeitig in Versammlungen des Obst- und Gartenbau- vereins das Nähere darüber in ausführlicher Weise mitgeteilt werden. Jetzt sei nur darauf hingewiesen, daß dies Verfahren sich im vorigen Jahre in Frankfurt, Wiesbaden und anderen Orten mit Erfolg bewährt hat. Es ist dies gewiß ein Nothbehelf — aber mit welchem Erfolg befehlen wir uns eben nicht. Wenn der Versuch auch hier bei gutem Wetter gelingt, so haben wir früher neue Kar- toffeln, als beim alten herkömmlichen Verfahren mit dem Sehen oder Stechen der Kartoffeln in die Erde; gelingt es aber nicht, so kann man das Beet immer noch mit etwas anderem bepflanzen. So als Nothbehelf ist das Stecklingsverfahren auch von der Ver- waltungsabteilung der Reichskartoffelstelle in Berlin erwähnt für den Fall, daß die Seckartoffeln fehlen. Die Reichskartoffelstelle betrachtet es als eine Ausgabe der Landes- und Provinzialkartoffel- stellen und der Kommunalverbände, sich der Kleinbauern anzu- nehmen und sie mit Rat und Tat zu unterstützen. Infolge Ermäch- tigung des Präsidenten des Kriegsernährungsamtes dürfen in diesem Jahre die Kleinbauern die auf einer Fläche von 200 Qua- dratmetern gezogenen Kartoffeln uneingeschränkt für sich behalten, auch wenn nach den bestehenden Vorschriften über die Verbrauchs- regelung die geernteten Mengen größer sind als die ihnen zu- stehenden Mengen. Auch werden die etwa erforderlich werdenden Genehmigungen zur Ausfuhr derartiger Kartoffeln für den eigenen Bedarf in Zukunft anstandslos den Kleinbauern erteilt werden.

„Jetzt — — —!“

Don Kurt Dieb.

Jrgendwo war es draußen vorm Feind.
Granaten und Schrapnellts hatten tagelang schon den Boden
aufgerissen und durchwühlt. Kugeln waren von beiden Seiten
gekommen und hatten Wunden gerissen und Lücken in die Reihen
— hüben und drüben. Und nun sollte der Angriff erfolgen
der Feind sollte aus seinen Stellungen geworfen werden. Alles
war bereit. Noch 10 Minuten — 5 — 3 Minuten — jetzt! Wie
ein banges Fragen war es, wie ein Aufatmen ließ es durch die
Reihen, von Mund zu Mund: — jetzt!

Aus der bangen, qualenden Ungewißheit aber war ein starker
menschlicher Wille geworden mit dem einen Worte. Und aus
dem menschlichen Willen eine himmelstürmende, zer-
schmetternde Kraft.

— jetzt — — —!

Und ein paar Tage später war es dann — drinnen im Land.
Zeitungen brachten den Tagesbericht — schlicht und einfach und
markig erzählten sie, was dort geschah:

„Von einem Borsoß in die feindlichen Linien brachten unsere
Truppen zweihundertvierzehn Gefangene und 4 Maschinengewehre
zurück.“

Und irgendwo anders stand noch etwas, das ganz so ähnlich
schien. Da stand: „Der Kriegsanleihe zeidmet, hilft uns siegen!“
Da mußte ich wieder an das denken, was ich draußen erlebt
und an das eine kleine, harte Wort: „Jetzt — — —!“

Jetzt kommt Ihr daran in der Heimat. Jetzt drückt man
Euch die Waffe in die Hand, die Waffe der Dabeingeblichenen.
Jetzt kommt Ihr kämpfen und einen Sieg erringen in der Heimat.
Jetzt könnt Ihr Vergelten.

Büchertisch.

— Ohne Götter. Roman von Richard Otto Frankfurter.
Gebestet Mark 4.50, gebunden Mark 6.00. Verlag Greiblein & Co.
G. m. b. H., Leipzig. Der Weltkrieg hat einen eigenartigen Abschnitt
Deutschen Geisteslebens zum Abschluß gebracht. Man wird ihn
vielleicht späterhin als das Zeitalter der Herrschenheit bezeichnen.
Das Leben, die Entwicklung der Generation die dieses Zeitalter
beherrschte, schildert Richard Otto Frankfurter's Buch „Ohne
Götter.“ Im Mittelpunkt steht das tiefste und bedeutsamste Pro-
blem aller Zeiten, die Stellung zu Gott. Wie in der abgelaufenen
Periode um Gott gerungen, von ihm gewichen, zu ihm geseht
und manchmal gehenden wurde, bildet den Grundton aller Erleb-
nisse. In reicher Variation rankt sich darum das Empfindungs-
leben und die Entwicklung der verschiedenen Kreise der Bevölkerung.
Gandel und Wissenschaft, Beamtenum und Arbeiterklasse — alle
stehen im Brennpunkt. Mit dem Beginn des Krieges klingt das
Buch, aber für den tiefer Schürfenden ist es mehr als ein Buch
Kriegstags bildet seinen Epilog. Es ist ein sehr unterhaltendes
Buch, aber für den tiefer Schürfenden ist es mehr als ein Buch
des Tages und für den Tag. „Ohne Götter“ ist ein in der Arbeit
vieler Jahre geschaffenes Epos, voll Voraussetzungen, Rückwärts-
denken und erfüllt vom heißen Atmen einer heißen Gegenwart.

— Neuererscheinungen der Universal-Biblio-
thek in neuer Ausstattung. Nr. 5901—5903. 5904—5906.

Schriftleitung: Fr. A. Jenz. — Zwillingstrunddruck und Verlag der Brüßlichen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. R. Lange, Steßen.

Ersthard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert. von
Bitor von Scheffel. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr.
Edm. von Salzwart. 2 Bände. Geb. je 75 Bfg., zusammen geb.
Mk. 2.20, in Geschenkband Mk. 3. — Nr. 5907. Bekanntmachung
über die Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkurses nebst
der amtlichen Begründung. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen
und Sachregister. Herausgegeben von Karl Bannier. Geb. 25 Bfg.,
geb. 60 Bfg. — Nr. 5908—5909. Mutter unbekannt. Roman
aus Rumänien von Mite Krennig. Mit einer Einleitung von
Hermann Kienz. Geb. 50 Bfg., geb. 90 Bfg. In der Einleitung
charakterisiert Hermann Kienz die seltene und bedeutende Persön-
lichkeit der Dichterin und schildert ihr jahrelanges Wirken in Bu-
karest, ihren Einfluß auf die dortigen gesellschaftlichen, literarischen
und politischen Kreise und ihre freundschaftlichen Beziehungen zum
König Carol. — Nr. 5910. Kühner Murs! Neue
Bilder und Skizzen vom Seefried. Von Wilhelm Schreiner. Mit
Buchschmuck vom Verfasser. Geb. 25 Bfg., geb. 90 Bfg. Inhalt:
Bismarck. — „Prinz Eitel“. — Helldenkamp und Meuchelmord. —
Das Schwert bleibt rein! — Der Flug der „Möve“. — Kühner
Kurs!

— Das Landhaus, eine literarische Monats-
schrift. Herausgeberin Toni Schwabe. Zweiter Jahr-
gang. Preis vierteljährlich 1.50 Mk. Landhausverlag,
Jena. Unter dem Titel dieser Zeitschrift, deren erstes Er-
scheinungsjahr mit Beginn dieses Monats zum Abschluß gekommen
ist, hat man sich nicht etwa ein architektonisches Fachblatt vorzu-
stellen. Der Name „Landhaus“ ist vielmehr nur ein Wahrzeichen
für die dem Weltgetriebe und vor allem der Politik abseits liegenden
Bestrebungen dieser Monatschrift gewählt worden. In solchem
Sinn ist die Gründung der Schriftstellerin Toni Schwabe aufzu-
fassen. Sie vertritt eine vollbewährte Wehr von den Tagesinteressen
zugunsten jener Fragen vorwärtsschreitender Kultur, Kunst und
Literatur, die für den heutigen Menschen fast wie hinter einem
unübersteiglichen Wall dort jenseits des Krieges in einem längst
verlassenen Lande liegen. Und so wirkt das „Landhaus“ — alles
in allem eine Zeitschrift der Kultur- und Friedensinteressen — recht
gleich einer frischen kleinen Oase mitten im Krieg.

— Wirtschaftliche Nut-Dähner-Zucht mit
Spar-Koch- und Backbuch für die Kriegs- und
Friedenszeit von Prof. Roeder (Weihenburg i. B.),
2. Auflage, Stückpreis 80 Bfg. (kart. 1 Mk.), bei Voreinsendung
postfrei, Volkswörter-Verlag F. Hoffmann, Hamburg 33,
Lammersiech 18.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Weißkrautklöße. Zwei Pfund Weißkraut werden gekocht
und durch die Fleischmaschine getrieben, ¼ Pfund geriebene Kar-
toffeln, ¼ Pfund Mehl, 100 Gramm geriebene, in Fett gebratene
 Zwiebeln, zwei Eier, Salz, Pfeffer, Muskatnuß. Dies alles wird
gut gemengt, mit bemehlten Händen Klöße gerollt und in Salz-
wasser 10 Minuten gekocht. Nimmelauche schmeckt gut dazu. —
Will man Suppenklößchen machen, so sticht man die Masse mit dem
Teelöffel aus.

Zigeunernudeln. Die Nudeln werden in Salzwasser nicht
ganz weich gekocht und mit karem, heißen Wasser übergossen.
Dann erhit man ein halbes Pfund Marmelade, am besten Zwer-
schenmus, verdünnt es mit Apfelswein oder Wasser zu einer dünn-
flüssigen Masse, gibt Zitronenschale und Saft dazu und etwas
Buder, dann unter Rühren die Nudeln und läßt sie in der Marme-
lade heiß werden. Man gibt etwas braune Butter darauf.

Graupenaussauf mit Leber. Man kocht ½ Pfund
Graupen zu einem heißen Brei, gibt ¼ Pfund achte Leber und
2 Eier dazu, würzt mit Pfeffer, Nelken, Salz und Muskatnuß.
Man gibt die Masse in eine Kistenaform, überstreut mit Reibbrot
und etwas Butter und backt es im Ofen. Als Beilage Salat.

Weißer Rüben in der Form gebacken. Weiße Rüben
werden geschält, wie Schwarzwurzeln geschnitten, in Salzwasser kurz
abgebrüht, dann in Fett gedünstet, zuletzt mit einem Drittel Klein-
wärslich geschnittener Kartoffeln. Dann verrührt man einen Löffel
Mehl in Buttermilch, gibt Salz zu und vermischt dies mit dem
Gemüse, füllt alles in eine vorgeschütete Form, bestreut es mit
Reibbrot und gibt etwas Butter darauf und bäckt es im Ofen.

Geheimschrift.

1 — 2 3 + 4 : 5 6 7 + 4 8 = 9 10 1 + 4 5 · 3 4 : 5 6
wichtigste Ausgabe der Kriegswirtschaft.

Schlüsselwörter:

1 — 2 3 + 9	Werkzeug	8 = 6 + 9	zweibeiniges Tier
4 = 1 +	Blume	9 : 5 6 +	Körperteil
7 · 5 + 5	Volk	10 = 5 : 1 9	amtliche Würde.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Frieden (Eier, Ferkel, fern, nieder, Feinde, Erde)